Kritik in Kürze

Der Kircher-Boom

Über kaum einen Wissenschaftler des siebzehnten Jahrhunderts ist in den letzten Jahrzehnten mehr geschrieben worden als über Athanasius Kircher. Die an der Universität Luzern erstellte Forschungsbibliographie zum jesuitischen Universalgelehrten umfasst mehr als dreißig Seiten, und sie hat beste Aussichten auf weiteres Wachstum. Solange die Kulturgeschichte mit ihrer Faszination für exzentrische Wissensakrobaten und für die bildliche und räumliche Inszenierung von Wissensobjektiven Oberwasser hat, so lange wird Kircher zu den Lieblingen der Frühneuzeithistorie gehören. Die jüngste Studie, die sich seiner annimmt, ist eine Berliner Dissertation der Kunsthistorikerin Angela Mayer-Deutsch. Die Autorin stellt Kirchers Kunstkammer in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Über „eine historische Rekonstruktion der realen Sammlungsobjekte“ (nicht die erste) will sie zu einer Analyse der „Bildrhetorik im Musaeum Kircherianum“ gelangen, muss dann aber für Letzteres doch wieder auf die – oft minder zuverlässigen – bildlichen Inszenierungen der Kunstkammer zurückgreifen. Lesern, die nicht mit der gesamten Kircher-Literatur vertraut sind, erschließt sich schwer, welche neuen Erkenntnisse die Studie vermittelt, zumal das Fazit sehr kurz geraten ist. Immerhin scheut die Autorin nicht vor einem pointierten Gesamturteil zurück: Die Inszenierung des „Kircher'schen Theaters der Natur und Kunst im Musaeum celeberrimum“ müsse in Bezug auf die Bildrhetorik „als wenig gelungen“ erachtet werden. Einen Selbstläufer wie Kircher wird das nicht bremsen können. *(Angela Mayer-Deutsch: „Das Musaeum Kircherianum“. Kontemplative Momente, historische Rekonstruktion, Bildrhetorik*. Diaphanes Verlag, Zürich 2010. 368 S., br., 29,90 €.) hirs

Ins Unabsehbare

Einen Omnivor, einen Allesverschlinger, hat der Literaturkritiker Lothar Müller den modernen Roman einmal genannt, und er hätte damit auch das Internet meinen können, das zum Roman den Unterschied hat, die Dinge, die es in seinen weiten Magen aufnimmt, auch unverdaut und unverstanden, zumindest unvermittelt nebeneinander stehen lassen zu können. Die Grundstruktur des Mediums legt wenig fest. Vieles kann sich an sie anlagern, ohne direkt aus ihr abgeleitet werden zu können. Wenn es in der rasenden Entwicklung dieses Mediums eine Konstante gibt, dann ist es ihre Unvorhersehbarkeit. Mit dem Arpanet, seinem von Wissenschaftlern für militärische Zwecke geschaffenen Vorläufer, hat das Internet heute nur noch wenig zu tun, und es fragt sich immer mehr, ob man mit dieser Struktur eine geeignete Grundlage für Gegenwart und Zukunft des Netzes geschaffen hat. Die Abzweigung vom Ursprungssinn begann schon mit den Mails, die Wissenschaftler einander zuschickten, und denen immer weitere, im ursprünglichen Plan nicht vorgesehene Dienste folgten. Trotzdem hat das Internet diese Anpassungsfähigkeit seinem militärischen Ursprung zu verdanken. Sein Archetyp sollte unter Kriegsbedingungen funktionieren, deshalb war Unverwundbarkeit das Ziel und eine dezentrale, netzwerkartige Struktur, die es bis heute behalten hat, die Lösung. Der Einführungsband von Martin Warnke öffnet einen guten technikgeschichtlichen Zugang zu diesem wild wuchernden Medium. Was der Junius Verlag unter dem Titel „Theorien des Internet“ verbucht, steht aber merklich erst am Anfang einer Theorie. (*Martin Warnke: „Theorien des Internet zur Einführung“*. Junius Verlag, Hamburg 2011. 192 S., br., 13,90 €.) thom

Neue Sachbücher

Sage mir, wie ich heiße, und ich sage dir, wer ich bin

Wer bin ich und wenn ja, wie viele? Die Psychoanalyse hält zur Identitätsfrage bessere Antworten bereit als die Idee, das Ich sei eine Illusion: Peter Widmer zeigt, dass uns der eigene Name als Körperbild dient, in dem wir uns spiegeln.

Eigentlich keine schlechte Idee, mal zu überlegen, ob die Psychoanalyse nicht bis heute die tiefere Bedeutung des Eigennamens übersehen hat. Spielt der Name, mit dem ich als Schüler, Zeitungsleser oder Kontoinhaber, als Kraftfahrzeughalter, Arbeitnehmer oder Filmstar von Dritten identifiziert werde, vielleicht auch für mein unbewusstes Selbstbild eine größere Rolle als gemeinhin angenommen?

Der Zürcher Psychoanalytiker Peter Widmer hat sich diesen Fragen nun in einer Monographie über den Eigennamen „und seine Buchstaben“ zugewendet. Wie ernst es der ausgewiesene Lacan-Kenner in diesem speziellen Fall mit der Buchstäblichkeit meint, ist nicht leicht zu durchschauen. Wir wollen zumal seiner Intuition folgen, dass Namen keine mehr oder weniger kleidsamen Accessoires der eigenen Lebensgeschichte sind, sondern vielmehr den „Kern des Psychischen“ bilden.

Es sind im Wesentlichen drei Argumente, die Widmer anführt, um plausibel zu machen, dass der Name, lange bevor das Kind selbst sprechen lernt, die Verfassung der kindlichen Psyche prägt, und zwar grundsätzlicher als alle anderen Elemente der Sprache. Und obwohl Widmer viel daran gelegen sein wird, den Nachnamen mit ins Boot zu holen, beziehen sie sich zunächst einmal auf die unbewussten Effekte des Vornamens: Die Laute des eigenen Namens, mit dem das Kind tagein, tagaus angesprochen werde, fungierten als frühester Spiegel für das Selbst, durch ihre unverkennbare Modulation, aber auch als Repräsentation der pflegenden Mutter, mithin als ein erstes Standbein in der sprachlich vermittelten Wirklichkeit.

Und es scheint, nebenbei gesagt, kein Zufall, sondern ein Gebot der psychoanalytischen Theorie zu sein, dass hier die Mutter und nicht der Vater (etwa mit der Flasche) die frühesten Bedürfnisse des Babys stillt. Wir werden im Zusammenhang mit dem lacanschen „Namen-des-Vaters“ noch darauf zu sprechen kommen. Widmer hält den Vornamen, den Eltern für ihr Kind aussuchen, zweitens für eine narzisstische Bürde, sei er doch ein Spiegel der Phantasien, Erwartungen und Ansprüche, die Eltern in Bezug auf ihr Kind hätten. Eine nennenswerte Grenze für die elterliche Willkür stelle allein das biologische Geschlecht des Kindes dar, womit die dritte identitätsstiftende Funktion des Vornamens benannt wäre: Er differenziert zwischen Mädchen und Jungen, zukünftigen Frauen und zukünftigen Männern.

Alle drei Argumente lassen sich ganz harmonisch mit einem Theorem verbinden, um das Jacques Lacan die Psychoanalyse 1936 bereicherte und aus dem die interessantesten Überlegungen Widmers zur Frage der psychischen Relevanz des Eigennamens hervorgehen: dem „Spiegelstadium als Bildner der Ich-Funktion“. In einer Art dramatischen „Urszene“ der Subjektivität bricht das sechs bis achtzehn Monate alte Kind – so Lacans empirische Festlegung des im Übrigen als universale Struktur vorgesehenen Modells – beim ersten Erkennen des eigenen Spiegelbilds in großen Jubel aus. Was immer das Kleinkind nach lacanianischer Auffassung davor gewesen sein mag, dies gilt ihr als die Geburt des kindlichen Ichs, allerdings, da es sich um eine vorgespiegelte Einheit handelt, als eine Geburt aus dem Geiste der Entfremdung. Lacans Konstrukt ist ebenso suggestiv wie abgründig, weshalb es über die Jahrzehnte – und schon im Rahmen von Lacans eigener Theorieentwicklung – eine erstaunliche Flexibilität bewiesen hat, ganz unterschiedliche Inhalte zu transportieren.

Widmers fruchtbarste Leistung ist es vielleicht, die sterile Entgegensetzung der beiden lacanschen Ordnungen des Symbolischen und des Imaginären durch seinen Vorschlag zu unterlaufen. Halten viele das „Spiegelstadium“ gewissermaßen für eine „vorkritische“, weil noch in der Bildlichkeit des Imaginären befangene Schrift des Entdeckers der unbewussten Sprachstruktur, so stellt Widmer klar: Unbewusste Phantasien mögen symbolisch, lautlich, buchstäblich strukturiert sein, und dennoch spricht nichts dagegen, dass Namen und andere Wörter, ja ganze Sätze für das Individuum die Funktion eines Spiegels übernehmen können. In Anknüpfung an eine frühere Arbeit macht uns Widmer mit dem Gedanken vertraut, dass uns der eigene Name auch als „Körperbild“ dient.

Was ist nun gemeint mit dem schönen Ausdruck des „Körperbildes“? Die Erfahrung des Spiegelstadiums liefert dem unreifen Menschenkind, das gerade erst lernt, seine Körperfunktionen unter Kontrolle zu bringen (Essen, Verdauen, Krabbeln, Sitzen, Stehen, Gehen) und sich inmitten des überwältigenden Angebots von sinnlichen und sprachlichen Eindrücken zurechtzufinden, sozusagen die Matrix einer um den eigenen Körper oder genauer gesagt: um eine Repräsentation des eigenen Körpers zentrierten Wahrnehmung. Dass dieses visuelle Erlebnis, wie auch Lacan betonte, symbolisch und intersubjektiv strukturiert ist, erläutert Widmer mit Rekurs auf den Eigennamen: Um den gewünschten Effekt zu erzielen, nämlich das Spiegelbild als Bild des eigenen Körpers wiederzuerkennen, müsse ein Dritter, sagen wir: die Mutter anwesend sein, die das Kind hallte und, auf das Spiegelbild deutend, dessen Namen in der vertrauten Weise ausspreche.

Als Folgen dieser Konstellation hält Widmer fest, dass erstens der Rufname für das Kind eine „mütterliche Aura“ annehme, seinerseits also, wie man sagen könnte, nicht nur das Kind, sondern auch die Mutter widerspiegelt oder quasi das Kind in mütterlicher Umarmung; und dass das Kind zweitens (im Hinblick auf das Spiegelstadium) von seinem Namen, der das Spiegelbild



Triffst du nur das Zauberwort: Um jemand sein zu können, will der Zögling bei seinem Namen ins Leben gerufen werden. Foto dapd

beschlage, so Widmer, „infiziert wird, immer schon infiziert worden ist“. Das Symbolische in Form des Eigennamens „beschlägt“ und „infiziert“ also die Ordnung des Imaginären, während sich das imaginäre oder narzisstische Selbstbild vermittels der Mutterliebe seine Bahn in die Welt der symbolischen Ordnung, des Sprechens, Schreibens und Regelfolgens bricht. Damit gewinnt Widmer dem Spiegelstadium modernere Botschaften ab als die pseudorevolutionäre Idee, das Ich sei eine Illusion: Eine Bot-



Peter Widmer: „Der Eigenname und seine Buchstaben“. Psychoanalytische und andere Untersuchungen.

transcript Verlag, Bielefeld 2010. 288 S., br., 26,80 €.

schaft könnte lauten, dass sich auch der sprachmächtige Erwachsene ein Leben lang in Körperbildern aller Art wiederzufinden sucht und vielleicht sogar gut daran tut.

Doch muss man den Eigennamen deshalb schon in den Rang eines unbewussten Kerns der Identität erheben? Ist er wirklich dieser ausgezeichnete Signifikant, der wie ein Scharnier die Integration von subjektiver, sozialer und objektiver Realität bewerkstelligt? Und welchen Beitrag leistet eigentlich der Nachname zu dieser Herkulesaufgabe? Man muss sagen, dass die Indizien, die Widmer zugunsten des Nachnamens zusammenträgt, wesentlich disparater ausfallen. Sie reichen von Derridas süffisanter Kritik der Signatur als Echtheitsmarker über Lesarten der berühmten Signorelli-Episode Freuds aus der „Psychopathologie des Alltagslebens“ bis hin zu Lacans Psychosentheorie der fünfziger Jahre, in der alles steht und fällt mit einem völlig überdeterminierten Kunstwort, dem „Namen-des-Vaters“.

Hinter der Psychosentheorie und dem Vergessen des Maler-Namens, mindestens so, wie Lacan diese freudsche Fehlleistung deutet, steht jenes vermeintliche Grundgesetz des Seelenlebens, dem Freud in Anlehnung an die griechische Mythologie den Namen „Ödipuskomplex“ gegeben hat. Erst die vom Vater angedrohte Kastration bringe den Sohn dazu, seine inzestuösen Phantasien in kulturell akzeptable Bahnen zu lenken, das heißt nicht mehr die Mutter selbst, sondern eine Frau *wie* die Mutter außerhalb der Familie zu begehren, und den Vater nicht mehr leibhaftig ersetzen, sondern lediglich seine Männlichkeit kopieren zu wollen.

Lacan nimmt zwar einige interessante Verschiebungen an Freuds Modell vor, besonders im Begriff der Kastration aber bleibt der undurchsichtige Nexus von psychoanalytischer Entwicklungstheorie und allgemeiner Kulturtheorie erhalten, der das Verhältnis von Männern und Frauen bis heute belastet. Wie man es auch dreht und wendet, die Frau in Gestalt der Mutter repräsentiert die gesundheits- und lebensbedrohliche Macht der Natur, der Vater, und sei es auch nur in der französisch sublimierten Form seines Namens oder „Neins“ – denn mit der Homophonie des „nom-non“ spielt der lacansche Begriff – fungiert als Wächter der Kultur. Die von Widmer empfohlene Identifikation mit dem väterlichen Nachnamen, die Lacans Transzendentalphilosophie auf empirische Beine stellen soll, beschert dem ideologielastigen Überbau zu allem Überfluss noch eine flüchtige (namensrechtliche) Basis. An dieser Stelle wird sich die Identität wohl nicht festnageln lassen. BETTINA ENGELS



Quellenkritik statt Quellenklau

Was ist erregend an einer fast 800 Seiten dicken juristischen Dissertation über rechtliche Probleme mit dem Eigentum von Sklaventreibern und römischen Millionären, die seit mehr als zweitausend Jahren tot sind? Andreas Fleckner fasst seine feuerrot eingebundene Brandbombe (*„Antike Kapitalvereinigungen“. Ein Beitrag zu den konzeptionellen und historischen Grundlagen der Aktiengesellschaft.* Böhlau Verlag, Köln 2010. 779 S., geb., 98,– €) in drei Sätzen zusammen: „Schon die Römer bildeten Kapitalvereinigungen, um gemeinsame wirtschaftliche Unternehmungen zu finanzieren. Aber diese Kapitalvereinigungen waren seltener und kleiner, als viele Autoren bislang vermutet haben. Den modernen Aktiengesellschaften ähneln die Kapitalvereinigungen weder hinsichtlich ihrer Struktur noch Funktion.“ Das Spektakuläre dieser drei Sätze liegt in den zahllosen Sätzen, die Fleckner als unbegründet verwirft und im Feuer seiner Quellenkritik aufgehen lässt.

Quellenkritik dieser Art ist nichts für wissenschaftliche Weicheier. Sie ist aus drei Gründen undankbar. Erstens: Ein karrierebewusster junger Wissenschaftler hat mehr davon, mit neuen, „wichtigen“, „bahnbrechenden“ positiven Entdeckungen zu renommieren. Zweitens: Um sagen zu können, was *nicht* der Fall ist, bedarf es der vollständigen Kenntnis aller Quellen, also des breitesten, sorgfältigsten und damit zeitraubendsten Quellenstudiums. Drittens: Der Quellenkritiker muss angesehenen Fachkollegen kleinlich deren Irrtümer, Verzerrungen und Übertreibungen vorrechnen. Wer nicht riskieren will, als langweiliger Wiederkäuer bereits vielfach verarbeiteter Quellen und bejubelter Forschungsbeiträge zu gelten, vermeidet diesen Weg.

Fleckner geht diesen Weg konsequent. Er ist eine Ein-Mann-Exzellenzinitiative. Alles, was den spirituellen und materiellen Reichtum ausmacht, den der kapitalistische Westen heute genießt – die Freiheit der Kultur von religiösen Vorurteilen, die Genüsse, die Wissenschaft, Technik und Wirtschaft ermöglichen –, beruht auf der weltlichen Kardinaltugend, die eigene Selbstgewissheit kritisch an den Tatsachen zu prüfen. Fleckner kann das Bewusstsein genießen, die Tugend der Negativität mit seinem Buch zu verkörpern.

Das Hauptopfer von Fleckners quellenkritischem Flammenwerfer ist die einflussreiche „Römische Geschichte“ von Theodor Mommsen. Fleckner kann zeigen: Mommsens Kritik an römischer „Capitalistenmacht“, an „Capitalistenwirthschaft“ und „Capitalistenfrevel“ ist ganz von „zeitgenössischen Motiven“ getrieben. Fleckner legt schlüssig dar, dass die antike Kapitalvereinigung, wie sie bei Mommsen und anderen Historikern gesehen wurde, im Wesentlichen eine Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts war, als der Kapitalismus und insbesondere die Rechtsform der Aktiengesellschaft etwa im Eisenbahnbau ihre enorme Wirkung zu entfalten begannen. So machten sich Historiker auf die Suche nach vermeintlichen „Vorläufern“. Sie versuchten, das gänzlich Neue und Umstürzende, das mit der gleichzeitig schöpferischen und zerstörerischen Dynamik des Kapitalismus ins Leben getreten war, ein Stück weit vertraut erscheinen zu lassen. CHRISTOPH ALBRECHT

Literatur

Eine goldene Zukunft zerfällt zu Staub

Die rauschhafte Jagd nach Gold im Neuseeland des neunzehnten Jahrhunderts: Aus diesem historischen Stoff formt Rose Tremain einen kritischen und packenden Zeitroman.

Im Jahr 1983 gehörte sie zu den von der Literaturzeitschrift „Granta“ nominierten zwanzig besten Romanciers Großbritanniens. Martin Amis, Julian Barnes, Ian McEwan und Salman Rushdie fanden sich neben ihr auf dieser Liste. Inzwischen liegen von Rose Tremain elf Romane vor. Sie ist Trägerin mehrerer renommiertester englischer Literaturpreise, darunter des Orange Prize, den sie 2008 für ihren Emigranten-Roman „Der weite Weg nach Hause“ erhielt. Auch ihr Roman „The Colour“ („Die Farbe der Träume“), einer von drei Titeln, mit denen der Insel Verlag sein renoviertes „Insel Taschenbuch“ gestartet hat, war 2004 für diesen Preis nominiert.

Dennoch hat man ihr in Deutschland ungleich weniger kritische Beachtung geschenkt als ihren Kollegen. Ausgebildet an der Sorbonne und der University of East Anglia, lehrte Rose Tremain dort von 1988 bis 1995 Creative Writing. In historischen Romanen entfaltete sie ihre Fähigkeit, Charaktere kraftvoll und plausibel darzustellen. „Melodie der Stille“ und „Des Königs Narr“ spielten im 17. Jahrhundert an den Höfen Dänemarks und Englands. In „Die Umwandlung“ erzählte die 1943 geborene Autorin von der Suche nach sexueller Identität im London des 20. Jahrhunderts. Und schließlich wagte sie es, wie etwa A.L. Kennedy, die ironische Margret Atwood oder Jonathan Franzen, im „Guardian“ Handwerkliches preiszugeben: zehn goldene Regeln für junge Schriftsteller.

Deren Pragmatismus und entschiedene Parteinahme für eine handlungsgesättigte Literatur, die Einbildungskraft in Erkenntnis umschlagen lässt, ist ebenso erfrischend wie signifikant, denn „Die Farbe der Träume“ macht diese Regeln gekonnt und überraschend fruchtbar. Die Idee, nur über das zu schreiben, was einem vertraut ist, empfiehlt Tremain, über Bord zu werfen. Stattdessen sollten sich Autoren auf die Suche nach unbekannten, aber erforschbaren Erfahrungsreservoirs machen, deren Darstellung das Verständnis der Welt vertiefe.

Dass Anschauung und Anschaulichkeit wesentliche Faktoren von Tremains Ästhetik sind, macht schon die Tatsache deutlich, dass sie zu diesem Roman durch

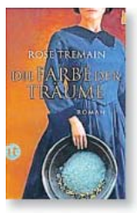


Rose Tremain Foto Helen Atkinson

den Anblick der armseligen Werkzeuge inspiriert wurde, mit denen sich Schürfer um 1860 in Neuseeland auf die Jagd nach „der Farbe“, dem Gold, begaben. Die Geschichte dieses weite Landstriche verheerenden Rauschs wurde noch nicht erzählt. Wie unerträglich absurd Tremain diese Anstrengungen erscheinen lässt, wie natur-, kultur- und selbstzerstörerisch, das hat eine Dimension, die über den historischen Anlass hinausweist aufs zeitlos Abscheuliche geistloser Gier.

Drei Figuren lässt Tremain aus England nach Neuseeland übersiedeln: Joseph, seine Mutter Lilian und seine Frau Harriet. Joseph flüchtet vor der Vergangenheit, in der er ein Verbrechen begangen hat. Harriet flieht aus ihrem belanglosen Dasein als Gouvernante. Lilian muss sich mittellos ihrem unfähigen Sohn anschließen. Heimeligkeit und Chorgesang wird sie in Neuseeland entbehren. Stattdessen versucht sie, in einem Lehmhaus einem qualmenden Herd genießbares Brot abzutrotzen und ihr in Scherben gegangenes Porzellan zu kitten.

Auf den ersten hundert Seiten entfaltet sich mitunter Tragikomisches, und das trotz Holperigkeiten in der Übersetzung. Der Druck auf die Figuren, die Last des Misslingens wachsen stetig und damit auch die Dringlichkeit und Dichte des Erzählens. Harriet etwa erkennt, dass sie und Joseph nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verbindet. Für sie allerdings gehört ein Kind unverzichtbar zum Lebensplan. Letztlich wahrt jeder sein Geheimnis und wünscht sich eigentlich weit weg von den anderen: Harriet verschweigt, dass sie ihren Mann zu hassen beginnt. Lilian behält ihren Plan für sich, die Einöde zu verlassen. Und Joseph verheimlicht den Frauen, dass er Goldstaub gefunden hat. Dabei hat er sich mit jenem



Rose Tremain: „Die Farbe der Träume“. Roman.

Aus dem Englischen von Christel Dormagen. Insel Verlag, Berlin 2010. 459 S., br., 9,95 €.

Fieber infiziert, das ihn fort und fast in den Wahnsinn treibt.

In grau verschlammten, staubigen oder hitzeflirrenden Bildern, in heroisch leuchtenden, ausladenden Panoramen von großartiger Eindringlichkeit schildert Tremain die Weite, die Verlorenheit, die Furcht vor einer unverstandenen Natur. Dieses Motiv der fremden Wildnis beschwört auch der Handlungsstrang um die Farmerfamilie Orchard. Eine eigentümliche Symbiose verbindet den kleinen Edwin mit seinem Maori-Kindermädchen Pare, das ihm animistische Geschichten erzählt, ihn unwillentlich in Lebensgefahr bringt und an dieser Schuld zugrunde gehen wird. Die Schilderungen obskurer Topographien und lichtloser Abgründe zählen zu den metaphorischen Passagen eines an Realismus, aber eben auch an Empfindungsschattierungen und Fiebergesichten reichen Romans.

Der Traum von Geborgenheit bewegt alle Figuren. So findet Harriet bei dem Chinesen Pao Yi die erfüllte Stille eines Paradiesgärtleins, eine Hütte, eine Höhle und körperliche Freuden, die man ihr herzlich gönnt, weil jeder, auch der Leser, nach so viel Schmutz und Widerwärtigkeit ein Recht auf ein Märchen hat. Ein dem Roman vorangestelltes Zitat begründet die Funktion dieser Episode noch triftiger. In der neuseeländischen „Lyttelton Times“ hieß es 1861: „Die Goldsuche bringt Unordnung in die Gesellschaft, hält von vernünftigeren Unternehmungen ab und ermuntert den Abschaum aus China zur Einwanderung.“ Die vornehme Charakterstudie Pao Yis ist eine literarische Entgegnung, die sich jener Macht der Imagination verdankt, die der Roman als essentielles Thema umkreist. KIRSTEN VOIGT